

## Vorbemerkung

»Wenn sich die Zillertaler Bauern auf die Juden berufen (wie man zuweilen hört), die ebenfalls wuchern, so ist dies in keiner Weise begründet. Die Juden sind eben Juden und daß sie die Völker, bei denen sie Gastfreundschaft genießen, beschummeln und ausbeuten, das ist in ihrer Rasse und in ihren talmudistischen Sittenregeln begründet. Die Zillertaler sind aber doch Tiroler, sind Christen und wollen als fromme Leute gelten!«

Am 23. Februar 1918 konnten die Leser des in Kufstein erschienenen *Tiroler Grenzboten* etwas über den wucherischen Charakter der Zillertaler erfahren. Der Erste Weltkrieg quälte Europa seit dreieinhalb Jahren und von der zu Kriegsbeginn so oft beschworenen und gefeierten Volksgemeinschaft und Solidarität war auch in Tirol nur mehr wenig zu spüren. Insbesondere der Mangel an Grundnahrungsmitteln und die rasant nach oben schnellenden Preise ließen sowohl den individuellen als auch den kollektiven Egoismus erblühen. Die Bauern wollten ihre Produkte nicht mehr nach Innsbruck und andere urbane Zentren liefern, denn deutlich höhere Gewinnspannen ließen sich erzielen, wenn die hungernden Stadtleute als Bittsteller in die Dörfer kamen. Im Zillertal wurde die Notlage der nichtbäuerlichen Bevölkerung offenbar besonders schamlos missbraucht und die Preistreiberei bei den Lebensmitteln auf die Spitze getrieben. Aber nicht nur die exzessive Geschäftstüchtigkeit der Landwirte ärgerte die Leute, auch die Schikanen der Behörden und der Exekutive gegenüber den »kleinen Leuten«, die zum *Hamstern* in die Dörfer gingen oder fuhren, um das Überleben der Familie zu sichern, sorgte für böses Blut und schwächte das patriotische Hochgefühl. Als publizistisches Sprachrohr des Volkes im geographischen Raum zwischen Rofan und Kaisergebirge prangerte der *Tiroler Grenzbote* am 13. März 1918 zum wiederholten Mal das schikanöse Verhalten der Obrigkeit gegenüber den hungernden »Untertanen« an:

»Es gibt bekanntlich ein Sprichwort, das besagt: Die kleinen Diebe hängt man, die großen lässt man laufen. Noch nie ist es so zur Wahrheit geworden, als während der Kriegszeit, da man behördlicherseits versucht, den Schleichhandel und das Hamstern von Lebensmitteln zu verhindern. Die großen Spitzbuben und jüdischen Kettenhändler, die die Ware zentnerweise verschleppen und gewerbsmäßig zu Wucherpreisen verkaufen, werden höchst selten von dem Auge des Gesetzes erblickt; dafür wacht es aber um so schärfer über den kleinen Leuten, die tatsächlich am Hungertuche nagen und ab und zu das Glück haben, ein Bröcklein Butter, ein paar Eier oder eine Flasche Milch gegen Geld und hundert gute Worte zu erwischen, um der Familie daheim, besonders den bekanntlich immer hungrigen Kindern, das schwierige Durchhalten zu erleichtern.«

Die »Lebensmittelabweidung« durch nicht ortsansässige Personen wurde während des Krieges ein zunehmend brisanteres Thema. So ärgerten sich die Kufsteiner im Sommer 1917, dass »vier ziemlich beleibte Damen aus Wien, die hier in Privat wohnen, täglich zusammen 8 Liter Milch bekommen!«

Die tagtägliche Sorge um das nächste Stück Brot verschob die gesellschaftspolitischen Prioritäten in den späteren Kriegsjahren. Der patriotische Fiebertaumel und die überschwängliche Kriegsbegeisterung des Sommers 1914 waren unter dem Druck des realen Erlebens nun deutlich abgekühlt. Das im Angesicht der kriegesischen Herausforderungen vorerst triumphierende WIR-Gefühl löste sich im Morast der Egoismen auf. Gleichzeitig wurde die Sprache gegenüber der Obrigkeit und den Behörden aufmüpfiger.

In den Seiten der heimischen Presse spiegeln sich diese Veränderungen sowie die Hoffnungen und Enttäuschungen während der Kriegsjahre wider. Gegenüber den Feinden war die Sprache anfänglich vollgepackt mit siegesgewisser Überheblichkeit. Als der Krieg nach einem Jahr immer noch nicht gewonnen war und das treulose Italien als neuer Gegner das Schlachtfeld betrat, färbte sich die öffentliche, mediale und auch private Sprache mit verbissenem Trotz, nach dem Motto: »Jetzt

erst recht!« Ab 1916, als die inneren und äußeren Schwächen der österreichisch-ungarischen Monarchie für jedermann zunehmend erkennbarer wurden, galt der Zorn des Volkes und der Presse nicht mehr nur dem ausländischen Feind, sondern in etwas geringer dosierter Form (die Zensur war zu beachten) auch den Eliten und Verantwortlichen des eigenen Staates. Das Spannungsfeld zwischen Staatstreue und Staatsverdross zeigte sich nicht zuletzt auch auf der regionalen Ebene. Das »Lokalkolorit« – die unterschiedlichsten Ereignisse und Herausforderungen des Kriegsalltages – bildet neben dem Kriegsgeschehen (insbesondere jenem der ersten zwölf Monate) ein tragendes Fundament des Inhaltes dieses Buches, um dadurch verschiedene Elemente des Ersten Weltkrieges aus einem lebensnahen und somit sehr direkten Blickwinkel zu beschreiben. Die Darstellung der Geschehnisse sowohl im heimatlichen Bereich als auch draußen an den Fronten ist durch ausgewählte Textpassagen aus dem *Tiroler Grenzboten* (Halbwochenschrift für Stadt und Land) informativ und unterhaltsam angereichert. Zum Krieg, dieser »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts«, wird dadurch ein Zugang geöffnet, der nun 100 Jahre später einen schon nahezu indiskreten Einblick in das Geschehen erlaubt.

Als Italien am 23. Mai 1915 an Österreich-Ungarn den Krieg erklärte, bedeutete dies für das direkt bedrohte Tirol eine besondere Zäsur. Der Kriegsausbruch wiederholte sich, allerdings ohne die überbordende Begeisterung vom Sommer 1914. Auch die Standschützen-Bataillone Rattenberg und Kufstein wurden rasch mobilisiert und an die Tiroler Südgrenze befördert, um dem welschen Feind das Eindringen in die Heimat zu verwehren. Die Zeitungsberichte aus diesen dramatischen Tagen, als der Tiroler Heldenmythos eine neue Qualität erhielt, erweitern das originalgetreue Stimmungsbild jener Zeit und ermöglichen uns eine aufklärende Annäherung an die Zeit des großen »Weltenbrandes«.

*Mag. Peter Rohregger*

## Slawische Barbaren

*Welsches Gesindel • Wetterleuchten • Der Deutsche Geist*

Im »tiefsten Negligé« wurde Draga Maschin von ihren Mördern überrascht. Diese Schreckensnachricht, die Erstaunen, Sensationsgier und Entsetzen auslöste, konnten die Leser des *Tiroler Grenzboten* am 14. Juni 1903 auf der Titelseite ihres Heimatblattes finden. Während die Sensationsgier sich am Fast-Nacktsein der serbischen Königin delectierte, bot die außergewöhnliche Brutalität dieses politisch motivierten Verbrechens dem Entsetzen reichlich Nahrung. Durch die »Blutnacht« von Belgrad wurde schon elf Jahre vor den Schüssen in Sarajewo einer jener Meilensteine des Schicksals gemeißelt, die den Weg zum Krieg zwischen Österreich-Ungarn und Serbien in zunehmend kürzeren Abständen säumten.

In der Nacht vom 10. auf den 11. Juni 1903 stürmte eine Horde ultranationalistischer serbischer Offiziere in die Wohnräume des 27-jährigen serbischen Königs Alexander und dessen zehn Jahre älteren Gattin Draga und ermordete die beiden auf bestialische Weise. Die Leichen des Königspaars, die Mitarbeiter der russischen Botschaft am Morgen des 11. Juni auf dem Rasen der Residenz (dem Konak) fanden, waren durch unzählige Säbelhiebe und Pistolenschüsse nahezu bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt und entstellt. Der Bluttausch, der an dieser Mordorgie beteiligten annähernd 50 Offiziere, ließ für die künftigen serbischen Humanitätsideale nichts Gutes erhoffen.

Die Mehrheit der Serben begrüßte und feierte dieses grässliche Verbrechen, durch das die Macht der Obrenovic ein jähes und dramatisches Ende fand und Peter Karadjordjevic aus dem Schweizer Exil zurückgerufen und umgehend vom Parlament als Peter (Petar) I. zum neuen König gewählt wurde. Am Tag nach den Morden waren die Straßen Belgrads mit Flaggen geschmückt.

Einig war sich die österreichische Presse über den geringen Zivilisationsgrad der Serben, einer »herzlosen« Nation mit einer langen Tradition der Gewalt: »Bei dieser Gelegenheit ist, wie zu erwarten war, die slawische Grausamkeit und Barbarei wieder einmal zum vollen Durchbruch gekommen.«<sup>1</sup>

Die meisten Serben hassten Draga Maschin. Das Volk gab ihrem angeblich schlechten Einfluss auf Alexander die Schuld, dass der König allmählich zum autoritär und selbstherrlich herrschenden Despoten wurde. Die Bergingenieurswitwe Draga war in Belgrad als Lebedame und (in einer weiteren rhetorischen Eskalationsstufe) als »Hure« verschrien. Der frühere serbische Ministerpräsident Georgevic lästerte: »Draga Maschin! Ihr Leib war Gemeingut, ihre Vergangenheit stadtbekannt, von beiden Elternseiten her belastet – denn der Vater starb im Belgrader Irrenhaus, die Mutter war eine Trinkerin –; jeder wusste: eine hitzige Dirne.«<sup>2</sup>

Auch große historische Ereignisse, wie der Erste Weltkrieg, gründen sich aus einem Quantum Absichten sowie einem Bündel Zufälligkeiten und Banalitäten. Durch den Doppelmord in Belgrad wurden die politischen Karten auf dem Balkan zu Ungunsten Österreichs neu gemischt. Die Weichenstellung der serbischen Außenpolitik führte ab nun definitiv weg von Österreich-Ungarn – hin zu Russland. Fortan liebäugelten die Serben mit den mächtigen Russen, und diese spielten sich zunehmend grimmiger als die Schutzherren der christlichen Slawen auf der Balkanhalbinsel auf. Österreich und das imperial sich gebende Zarenreich konkurrierten um das Erbe des maroden Osmanenreiches auf dem permanent brodelnden Balkan.

Bis zur Belgrader »Blutnacht« leitete die eher österreichfreundliche Dynastie der Obrenovic die machtpolitischen Geschicke in dem noch kleinen Balkanland. Diese hatten noch nicht vergessen, dass sich Serbien im 19. Jahrhundert nur deshalb etappenweise von den Osmanen emanzipieren und befreien konnte, weil das große und starke Österreich seit der Befreiung Wiens von den Türken im Jahr 1683 diesen muslimischen Aggressor Schritt für Schritt wieder in Richtung Orient zurück trieb.

Österreich war aktiv daran beteiligt, dass das erst seit dem »Berliner Kongress« wirklich freie und selbständige Fürstentum Serbien von der Staatengemeinschaft ab dem Jahr 1882 als Königreich anerkannt wurde.

Nicht nur Belgrad zog am Beginn des 20. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der europäischen Öffentlichkeit auf sich. Einige hundert Kilometer weiter südlich flossen Ströme von Blut, als sich die Mazedonier (Makedonier) am Sankt-Elias-Tag des Jahres 1903, dem 2. August, mit Waffengewalt gegen ihre türkischen Herren erhoben. Russland wagte es (noch) nicht, die Aufständischen nennenswert zu unterstützen, da Österreich dagegen war, dass der russische Bär zu weit in den Balkan, dem Interessensgebiet (den Hinterhof) des Habsburgerreiches, hinein schnüffelte. Die Türken, deren Großreich zunehmend an Auszehrung litt, schlugen den Aufstand der christlichen Mazedonier (deren ethnische Herkunft vielfach bulgarisch war) mit bemerkenswerter Brutalität nieder. Nur so nebenbei kamen annähernd 5 000 Zivilisten ums Leben und etwas mehr als 3 000 Frauen und Mädchen wurden von der tollwütigen Soldateska vergewaltigt. Wie der Washingtoner Journalist Robert D. Kaplan in seinem Buch *Die Geister des Balkans* schrieb, vergewaltigten im Norden Mazedoniens fünfzig türkische Soldaten »ein und dasselbe Mädchen, bevor sie es töteten«.

Als der kurze Spuk des »Ilinden«-Aufstandes (benannt nach dem Festtag des Heiligen Ilya = Elia) und der 10-Tage-Republik »Krusovo« vorüber war, dauerte die Friedhofsruhe nur kurz und schon kachelte es wieder an allen Enden und Ecken Mazedoniens und der benachbarten Gebiete. Auf Druck Österreichs, Russlands und Englands stimmte die »Hohe Pforte« schließlich – wenn auch unwillig – der Entsendung internationaler Friedensstreitkräfte zu, deren Schlagkraft und Effektivität durch die unterschiedlichen Interessen und Rivalitäten der europäischen Mächte von vornherein ziemlich verwässert war.<sup>3</sup>

Wer wollte, konnte in den heimischen Zeitungen viel über die Raufhändel auf dem Balkan lesen. Dass eine starke Hand (natürlich Österreich) *da unten* – wie vormals 1878 in Bosnien – ordentlich

aufräumen und Ruhe schaffen sollte, diese Forderung wurde von den Schreiberlingen in den Redaktionsstuben gerne und oft gestellt. Gleichzeitig musste sich vor allem die Tiroler Presse mit einem ärgerlichen Volkstumsproblem im heimatlichen Umfeld beschäftigen. Zur gleichen Zeit, als der serbische König Alexander in seinem Blut lag und Mazedonien (Makedonien) brannte, fühlten sich die Tiroler vom Ansturm der angeblich allzu vielen hier arbeitenden und studierenden Italiener bedroht. Die meisten dieser ungeliebten und unwillkommenen »Welschen« (Walischen) waren österreichische Staatsbürger und somit Landsleute, da sie aus dem südlichen Teil Tirols kamen. Als nichtdeutsche Tiroler (Welschtiroler) waren sie der Bevölkerung nördlich der Salurner Klause von vornherein suspekt. In den Alltagsgesprächen fehlte meist die Klage nicht, dass die *Katzelmacher* (Gatzelmacher) die »Deutschen« aus den guten Arbeitsplätzen drängen, dass diese Schufte die gleiche Arbeit für eine deutlich geringere Löhnung machen. Die Unternehmer wurden von der Presse und der Allgemeinheit gerügt, dass sie aus Profitgier sehr unpatriotisch dieses böse Spiel mitmachen. Viele italienische Österreicher, aber auch Männer aus Reichsitalien verdienten sich ihr Brot mit gefährlichen und überaus strapaziösen Arbeiten, die für andere Stellensuchende wenig attraktiv waren, etwa bei der Verbauung von Wildbächen oder beim unfallträchtigen Bau der Arlbergbahn. Jedenfalls wurden diese romanischstämmigen in- und ausländischen »Gastarbeiter« von der einheimischen Bevölkerung in der Regel misstrauisch beäugt. Im Frühjahr 1902 fanden es die Zillertaler »befremdend«, dass für die Verbauungsarbeiten am Märzenbach in Stumm hauptsächlich *Welsche* angestellt wurden, dabei schlepten diese ja das Verbrechen ins Tal, wie aus einer Zeitungsmeldung vom 9. März 1902 für jedermann erkennbar war: »In der vergangenen Woche hat ein in den 30er Jahren stehender, vacierender italienischer Malergehilfe in Stummerberg an drei Kindern im Alter von 4, 5 und 9 Jahren unzüchtige Handlungen vorgenommen. Der ruchlose Mensch, dem, wie es scheint, ähnliche Delicte, begangen in Zell und Uderns, nachgewiesen werden, wurde dem k. k. Bezirks-Gerichte in Zell am Ziller eingeliefert.«<sup>4</sup>

Als im Jahr 1904 durch die geplante Errichtung einer italienischsprachigen Fakultät an der *deutschen* Universität Innsbruck im ganzen Land ein wütender Sturm der Entrüstung aufbrandete, zeigten sich viele Gemeinden und Kommunen hinsichtlich der Sorge der *deutschen* Stadt Innsbruck vor der »Verwelschung« solidarisch. In der Rattenberger Gemeindefassung am 18. November 1904 wurde folgende Resolution einstimmig angenommen:

»Die Stadt Rattenberg, in deren Festungsmauern durch welsche Tücke das deutsche Haupt des Kanzlers Dr. Wilhelm Biener unter Henkershänden fiel, ist eingedenk des alten Kampfes zwischen Deutschen und Welschen in Tirol und erklärt sich in der heute stattgefundenen Gemeinde-Ausschußsitzung einig mit der Landeshauptstadt Innsbruck und der hochverehrten Stadtvertretung, den Bürgern und deutschen Studenten im Kampfe gegen das Welschtum.«<sup>5</sup>

Die deutschtiroler und italienischen Studenten in Innsbruck prügeln sich immer öfter. Auf der Straße und in der Universität sangen die einen die »Wacht am Rhein« und die anderen stimmten die »Garibaldi-Hymne« an. Innsbruck fieberte im Nationalitätenstreit, und nicht nur in der Landeshauptstadt fürchtete man sich vor der »Verwelschung« Tirols: »Nach dem Herzen Tirols lüstet es ihn [dem welschen Nationalismus] und wahrlich wunderbar sind die Wege, die er sich zur Erreichung seines Zieles gezeichnet hat. Als demutsvoller, unterwürfigster Gast betrat er die deutschen Gaue und nun er sich erstarkt sieht, wirft er die Maske ab und zeigt sich in seiner wahren Gestalt.«<sup>6</sup>

Der seit Wochen die Zeitungsschlagzeilen beherrschende russisch-japanische Krieg wurde im Spätherbst 1904 notwendigerweise auf kleinerer publizistischer Flamme gekocht, da in der Nacht vom 3. zum 4. November die Krawalle in Innsbruck einen blutigen Höhepunkt erreichten:

»Abends kam es in der Herzog-Friedrich-Straße zwischen den wie immer in herausforderndster Weise auftretenden Welschen und den Deutschen zu Reibungen. Die feindlichen Parteien standen sich gegenüber und Schimpfworte flogen herüber und hinüber. Da plötzlich krachten



aus dem Haufen der Welschen Revolverschüsse (es sollen gegen 200 Schüsse abgefeuert worden sein). Ein Wachmann und neun andere Personen wurden verwundet. Nun gabs kein Halten mehr. Die Deutschen stürzten sich auf die feigen Mordbuben, die natürlicherweise sofort zu flüchten versuchten. Ein Teil warf sich in die Gasthäuser »zur goldenen Rose« und »zum weißen Kreuz«, ihre gewöhnlichen Zufluchtsstätten, ein Teil wurde unter dem Schutze von Polizeimannschaften nach dem Rathaus und dem Oberlandesgerichte geführt. Aber dem Ansturm der erbitterten Menge und der jetzt mobilisierten deutschen Studentenschaft waren die Wachmannschaften nicht gewachsen, so kam es, daß die Italiener, wo sie auch hinflüchteten, ausgiebige deutsche Hiebe erhielten. Plötzlich rückten in diesem Tumult zwei Kompagnien Militär an, eine Kaiserjägerkompagnie und eine Kompagnie des 14. Infanterie-Regiments. Die Kaiserjägerkompagnie hat sich dabei traurigen Ruhm erworben. Ohne jeden Anlaß ging sie im Sturmschritt mit gefälltem Bajonett gegen die entsetzt flüchtende Menge vor. Der bekannte jugendliche Maler August Pezzey erhielt dabei einen tödlichen Bajonettstich in den Rücken, dem er nach wenigen Minuten erlag, ein anderer Herr wurde ebenfalls durch einen Bajonettstich schwer verwundet. Außerdem kamen zahlreiche leichtere Verwundungen durch Bajonettstiche von hinten vor. Dieser unerhörte Vorgang, diese Brutalität hat die Empörung aufs Höchste gesteigert. [...] Jetzt herrscht in Innsbruck nur eine Meinung: Nieder mit den Welschen, fort mit ihnen aus dem deutschen Innsbruck. Rechenschaft für das frivol vergossene deutsche Blut.«<sup>7</sup>

Nicht wenige deutschsprachige Österreicher (die »Deutschen« des Vielvölkerstaates) fühlten sich von der Regierung in Wien schon seit langem verraten und verkauft. Die Deutschen waren in diesem Staat in der Minderheit. Im Parlament zu Wien saßen die Vertreter aller Völker Cisleithaniens (der nichtungarische Teil Österreich-Ungarns): Polen, Ruthenen (Ukrainer), Rumänen (Bukowina), Tschechen, Slowenen, Italiener und schließlich die Deutschen. Diese glaubten, dass sie als das vorrangige Kulturvolk der Vielvölkermonarchie und Stützen des Staates ein permanentes Anrecht auf die politische Entscheidungshoheit hätten.

Die Chefambitionen der Deutschösterreicher wurden durch die quotenmäßige Sitzverteilung für die einzelnen Völker Österreichs im Reichsrat allerdings gehörig gebremst. Die deutschsprachige Presse klagte von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an bis zum Ende des Habsburgerreiches über die Verhätschelung und Bevorzugung der slawischen und romanischen Österreicher durch die Regierung, während »Mutter Austria« ihre fleißigeren, disziplinierteren, kultivierteren und treueren deutschen Söhne und Töchter vermeintlich ungerecht und stiefmütterlich behandelte. Mit einer großen Portion Neid wurde in die ungarische Reichshälfte geblickt, denn im Parlament zu Budapest hatten eindeutig die magyarischen Herrenmenschen das Sagen und diese nahmen wenig Rücksicht auf die Wünsche und Bedürfnisse der anderen Nationalitäten im ungarischen Königreich, wie Slowaken, Rumänen, Serben, Kroaten und Deutsche.

Zur Beerdigung des Malers Pezzey, »des Opfers für die deutsche Sache in Innsbruck«, kamen 15 000 Menschen. Angeblich wurde auch der große schwarze Hund des Verblichenen im Trauerkondukt ganz vorne mitgeführt.

Den tödlichen Bajonettstoß führte der Unterjäger Luigi Matteo Menato aus. Dieser gab zu, dabei das Schimpfwort »porchi« (Schwein) gebraucht zu haben.

Die »welschen Frechheiten« in Innsbruck entfachten auch in Kufstein einen *heiligen* Zorn. Während einer außerordentlichen »Bürgerausschußsitzung« am 5. November 1904 ärgerte sich der Bürgermeister-Stellvertreter Dillersberger über die staatliche Nachgiebigkeit gegenüber »welscher Anmaßung und Begehrlichkeit« und verwies auf die Vorgänge in Innsbruck, die bezeugen, »daß der Deutsche seines eigenen Heimes vor dem welschen Eindringling nicht mehr sicher ist«. <sup>8</sup>

Einstimmig nahm der Bürgerausschuß eine Entschließung an, in der die Bürger Kufsteins »ihrer tiefsten Empörung und Entrüstung über die welschen Frechheiten und Uebergriffe Ausdruck verleihen und flammenden Protest gegen die Verletzung und Vergewaltigung der deutschen Bewohnerschaft Innsbrucks erheben. Die Bewohnerschaft Kufsteins weiß

und fühlt sich eins mit der Bewohnerschaft Innsbrucks, sie wird treu an der Seite derselben im Kampf für deutsches Recht und Volkstum verharren«. <sup>9</sup>

Während der gleichen Sitzung wurde ebenso einstimmig beschlossen, die Anbringung »welscher Geschäftsaufschriften« an den Häusern und Läden der Stadt zu verbieten.

Auch in Kufstein ist ein »Welscher« schon frech geworden. Der in der Festungsstadt ansässige Fruchtehändler P. D. fiel durch *welsches* Fluchen unangenehm auf, als er vor dem Gasthaus »Dreikönig« – halbbetrunken – mehrmals laut »cani tedeschi!« (Deutsche Hunde!) rief. Diese Missetat blieb von der Heimatzeitung nicht unkommentiert: »Soweit kommt es, wenn man die Welschen in deutschen Landen groß werden läßt. [...] Solange die deutsche Gutmütigkeit und die welschen Ansiedelungen und ihr wanzenartiges Gedeihen auf deutschem Boden nicht aufhört, so lange wird sie fortbestehen – die welsche Impertinenz.« <sup>10</sup>

Wenn der italienische Arbeiter oder Händler erst einmal sein Weib nachgeholt hat, ist er nicht mehr hinaus zu bringen, so das Klageglied der deutschen Tiroler. Auch der größere Kinderreichtum der Italiener wurde als Menetekel für die rasche »Verwelschung« Tirols an die imaginäre Wand gemalt. Der heimische Handel wird von diesem einseitigen Bevölkerungswachstum kaum profitieren, denn: »Sind erst ein paar Familien da, so folgt bald der oder jener Handwerker (und Händler), bei dem dann alle Italiener ausschließlich kaufen, ganz anders wie die deutschen Hausfrauen, die wegen ein paar Hellern Preisunterschied ruhig zum Welschen gehen.« <sup>11</sup>

Dass die Zivilisation der Italiener auf einer merkbar niedrigeren Stufe steht, das brachte der Kufsteiner *Grenzbote* seinen Lesern unter dem Titel: »Frühlingslust, Vogelsang und die hiesigen italienischen Arbeiter« näher:

»Wenn die entzückend milden Frühlingslüfte über unsere deutschen Gaue ziehen, erwacht im Walde neues Leben. Allerorts strecken die wohlbekanntes Blümlein ihre Köpfe hervor, in den Zweigen der Bäume aber regt es sich. Minneleben und Hochzeitsreigen treten in ihre Rechte.

Hier trommelt der Specht seinen Hochzeitsmarsch, dort sitzen Rothkelchen, Zeisige und Stiglitze auf ihren zierlichen Eiern, die Amsel baut ihr Nest und die lustige muntere Schar Stare schmettert in die Welt hinein. Diesen gefiederten Sängern droht aber große Gefahr! Die italienischen Arbeiter, wenn sie nicht schon in unseren gepflegten Anlagen herumlungern und uns und den Fremden den Aufenthalt auf den Bänken unmöglich machen, treten den Vögeln an ihren freien Sonntagen – wie wir leider bedauernd beobachten mußten – entgegen, indem sie ihre Nester plündern und ihnen nachstellen, da sie zu ihrem trockenen Polenta eine Zuspeise haben wollen. Dies ist wirklich empörend und möchten wir an unsere verehrlichen Leser appellieren, solche Fälle ungesäumt der Gendarmerie oder Polizei zur Anzeige zu bringen, daß diese Mörder unserer lieben Sänger empfindlich gestraft werden.«<sup>12</sup>

Im Jahr 1906 erregte der »Schweinekrieg« die alpen- und donauländischen Gemüter. Irgendwie sollte Serbien doch noch bestraft werden dafür, dass es sich für die österreichischen Wohltaten im 19. Jahrhundert nicht dankbar zeigte und seit drei Jahren einen provokativ antiösterreichischen und prorussischen Kurs einschlug. Österreich-Ungarn versetzte Serbien nun einen empfindlichen ökonomischen Schlag, als ab 7. Juli 1906 die Einfuhr und der Transit von serbischem Vieh, Geflügel und Agrarprodukten verweigert und verboten wurde. Österreich-Ungarn war bisher Hauptabnehmer der serbischen Ausfuhren. Für das kleine slawische Königreich bedeutete dieser Handelsboykott eine einschneidende wirtschaftliche Katastrophe. Als Hauptstütze des serbischen Exports galt bis dahin der Verkauf von Schweinefleisch hinüber in die Donaumonarchie. Besonders die Ungarn zeigten sich als unnachgiebige Einpeitscher in diesem *Schweinekrieg*, da sie als Ergebnis dieses Konfliktes einen Vorteil für die eigene Landwirtschaft erhofften. Der erwartete Kniefall Serbiens vor dem mächtigen Nachbarn und die außenpolitische »Rückkehr« blieb aus, und Österreichs wirtschaftspolitischer Schuss ging eher nach hinten los. Belgrad reagierte mit einem Maximalzoll, und der in dieser Sache mit Österreich nicht solidarische deutsche

Bruder trat nun als kräftiger Abnehmer der serbischen Agrarprodukte auf. Viel Kapital floss aus Frankreich in das trotzige Balkanland – die Serben forcierten damit nun den Aufbau einer die bisherigen Abhängigkeiten deutlich verkleinernden Industrie.

Der »Schweinekrieg« trieb einen weiteren Keil zwischen die beiden benachbarten Donauanrainer und entfremdete Österreich und Serbien um ein vernehmliches Stück mehr.

Nun ist es (fast) soweit! Der Kriegsausbruch ist nur mehr eine Frage von wenigen Tagen! Endlich kann Österreich den *serbischen Wurm* mit seinen blank geputzten Militärstiefeln zertreten. Jetzt kann das »serbische Schandmaul« mit einem Bleihagel aus österreichischen Mannlicher-Gewehren zugestopft werden. In dieser Tonart präsentierte sich die öffentliche und veröffentlichte Meinung in Österreich in den Tagen nach der offiziellen Annexion Bosniens und der Herzegowina durch die k. u. k. Monarchie am 5. Oktober 1908. An diesem Tag zeigte Österreich-Ungarn den Signatarmächten des »Berliner Kongresses« (1878) die Annexion Bosniens und der Herzegowina an. Wohl oder übel stimmte Russland dem österreichischen Annexions-Vorhaben zu, da es außenpolitisch durch seine Niederlage im Krieg mit Japan (1904) und innenpolitisch durch die revolutionären Ereignisse in St. Petersburg (1905) immer noch geschwächt war. Die offiziellen russischen Äußerungen waren diplomatisch verhalten, umso heftiger schlug die russische Presse mit wilder Rhetorik auf Österreich ein.

30 Jahre waren diese türkischen Territorien nun von Österreich-Ungarn im Auftrag und mit dem Segen Europas verwaltet worden. Dem Einmarsch österreichischer Truppen im Sommer 1878 widersetzen sich die Muslime in Bosnien und der Herzegowina mit Waffengewalt, während die dortigen Serben und Kroaten die Österreicher als Befreier vom türkischen Joch und der muslimischen Dominanz begrüßten. Nun, ein Vierteljahrhundert später, ist die Verteilung der Sympathien und des Hasses eine ganz andere: Die Muslime dieser zwei Landesteile haben sich zu treuen und braven Untertanen des Habsburgerreiches ge-

wandelt, die Serben (mehrheitlich) und viele Kroaten waren zwischenzeitlich vom panslawistischen Virus befallen und stellten eine zunehmend feindlichere Gesinnung gegenüber Österreich-Ungarn und gleichzeitig dem Germanen- und Magyarentum zur Schau.

Der Lebensstandard der bosnischen Bevölkerung wurde in diesen drei Jahrzehnten deutlich gehoben. Die Bewohner des Landes konnten sich einer verbesserten Schulbildung mit leichterem Zugang für alle und zahlreicher neuer Straßen und Eisenbahnlinien erfreuen. Durch die unbestechliche k. u. k. Justiz und Verwaltung war auf diesem Flecken Balkan nun auch eine relativ stabile Rechtssicherheit auf mitteleuropäischem Niveau etabliert. Die österreichischen Bemühungen schienen plötzlich gefährdet, als die »Jungtürken« (eine Gruppe engagierter nationalistischer Offiziere, zu denen auch Mustafa Kemal – nachmaliger Zusatz: *Atatürk* –, der spätere Begründer der modernen Türkei und Gesinnungsgenosse Enver Paschas gehörte) erfolgreich gegen den Sultan und dessen Regierung putschten. Durch militärische und zivile Reformen und durch eine selbstbewusste und energische Außenpolitik wollten die Putschisten dem maroden Osmanischen Reich frische Energie einhauchen. Durch die neuen Machtverhältnisse in Stambul (Istanbul/Konstantinopel) drohte Österreich die Gefahr, dass sich die forschen »Jungtürken«, die das Nationalgefühl der Türken neu entflamten, wieder an *ihre* Gebiete erinnern und die nominell immer noch türkischen und von Österreich *nur* verwalteten Provinzen Bosnien und Herzegowina zurückfordern würden. Dem wollte und musste die Habsburgermonarchie durch die dem Ausland verkündete und völkerrechtlich verbindliche Annexion dieser Territorien zuvorkommen. Den meisten Österreichern gefiel es, dass der Kaiser und die Regierung hier endlich »Nägel mit Köpfen« machten. Der Thronfolger Franz Ferdinand wich dieser allgemeinen Zustimmung aus, er murrte: »Im allgemeinen bin ich überhaupt bei unseren desolaten inneren Verhältnissen gegen alle solche Kraftstückeln.«<sup>13</sup>

Österreichs Schritt, der nun vollendete Tatsachen schuf, führte in Serbien zu einer antiösterreichischen Massenhysterie.<sup>14</sup> Der serbische Gesandte in Stambul beschwor ein Endzeitszenario: »Die Annexion

Bosniens und der Herzegowina durch Österreich-Ungarn ist der Tod Serbiens. Sie ist der Vorläufer der Annexion Serbiens durch Österreich-Ungarn oder durch Bulgarien, mit dem das Wiener Kabinett konspiriert hat, um uns zu vernichten. Aber wir haben bereits mobilisiert und werden den letzten Blutstropfen vergießen, um unser Land zu retten oder doch mit Ehren unterzugehen.«

Der *Tiroler Grenzboten* informierte seine Leser am 10. Oktober 1908 über den serbischen Radau:

»Im Lande der Königsmörder, Serbien, hat die Annexion Bosniens zu rein wahnwitzigen Ausbrüchen des Hasses gegen Oesterreich geführt. In den Städten durchzieht die wütende Volksmenge die Straßen mit den Rufen: »Krieg! Nieder mit Österreich.« Die Erregung der Serben ist verständlich, denn die Annexion Bosniens durch Oesterreich macht ihren Träumen von der Errichtung eines großserbischen Reiches für immer ein Ende. Immerhin könnte Oesterreich genötigt werden, mit Serbien noch ein ernstes Wort zu reden.«<sup>15</sup>

Wo ein Serbe sein Herdfeuer schürt, dort ist Serbien. Der serbische Chauvinismus verlangte den ungenierten Anspruch auf Territorien, in denen der Bevölkerungsanteil mit serbischer Nationalität eindeutig in der Minderheit war. Diese unselige Tradition wurde unter Milosevic in den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts neu belebt. Ein kroatischer Spottspruch nahm den nationalen Rausch der Serben schon vor mehr als hundert Jahren aufs Korn: »Srpsko nebo, srbska boja, u njem stanuje srbin bog, srpski mu andjeli sulze i srpska mu glasba svira« – »ein serbischer Himmel in serbischer Farbe, in ihm wohnt ein serbischer Gott, serbische Engel dienen ihm und serbische Musik spielt ihm auf.«<sup>16</sup>

Die muslimischen Bosnier (»Bosniaken«), die 30 Jahre zuvor noch gegen die österreichische Okkupation zu den Waffen griffen, erklärten nun in ihrer Mehrheit, dass sie *hundertmal* lieber Österreich angehören wollen, als Serbien.<sup>17</sup>

56 Millionen Goldkronen aus Österreich und eine kleine Gebietskompensation stellen die türkische Regierung ruhig. Ansonsten regt

sich bei den Osmanen ein kurzer, eher harmloser Protest gegen die Annexion. Türkische Zeitungen predigten den Boykott gegen österreichische Waren.<sup>18</sup>

In den Tagen und Wochen nach der Annexion zündelte Serbien an den Grenzen zum Habsburgerstaat. Bewaffnete Banden, vermutlich serbische Soldaten ohne militärische Uniformen und Hoheitsabzeichen (ähnliches kennt man auch von russischen Soldaten auf der Krim im Jahr 2014) drangen immer wieder provozierend in österreichisch-ungarisches Territorium ein. Wien stellte Belgrad ein Ultimatum, diese Banden umgehend zurück zu beordern, ansonsten würden österreichische Truppen die Grenze nach Serbien überschreiten. Der Kriegsausbruch hätte kaum jemand überrascht. Den Ernst der Stunde hielt der *Tiroler Grenzbote* seinen Lesern nicht vor:

»Oesterreich geht also einer ernsten Entscheidung entgegen und wenn auch Serbien unserer Macht in keiner Weise gewachsen ist, so liegt doch die Gefahr vor, daß sich irgend eine Weltmacht in den Handel einmischt und weitere Komplikationen eintreten. Eine ernste Züchtigung wünscht man den Serben, die haben sie durch ihr wahnwitziges Gebaren verdient, es ist aber schade um jeden Tropfen österreichischen Blutes, der wegen des serbischen Gesindels vergossen werden sollte.«<sup>19</sup>

Belgrad piff die bewaffneten Störenfriede, die mit dem offiziellen Serbien angeblich nichts zu tun hatten, zurück und gab sich aber auch in den folgenden Wochen und Monaten mit der neuen Situation nicht zufrieden. Die Kriegsgefahr war noch nicht gebannt, ganz im Gegenteil. Im März 1909 stieß der »serbische Zwerg« neuerlich gegen das Schienbein seines mächtigen Nachbarn. Wieder wurden von der serbischen Regierung befriedigende Antworten verlangt. »Verschlimmerung der auswärtigen Lage« schlug den heimischen Zeitungslesern am 17. März 1909 als Schlagzeile entgegen:

»In Wien war am Abend das Gerücht verbreitet, daß an der serbischen Grenze wieder ein österreichischer Offizier und 6 Mann erschossen worden sind. Die Wiener Blätter haben ihre Kriegskorrespondenten am Montag nach der Grenze abgesandt. Die Lage gilt als im hohen Grade kritisch.«



Die *Münchener Neuesten Nachrichten* schrieben vom deutschen Standpunkt aus über die Lage: »Der provokatorische Ton der serbischen Note hat die Aussichten auf die Erhaltung des Friedens auf ein Minimum herabgedrückt. Die einzige Hoffnung bleibt noch, daß ein Krieg zwischen Oesterreich und Serbien lokalisiert bleiben möge. Falls aber Rußland an Oesterreich den Krieg erklären sollte, so läßt man an maßgeblicher Stelle in Berlin keinen Zweifel darüber bestehen, daß Deutschland dem verbündeten Oesterreich mit seiner vollen Heeresmacht zur Seite stehen würde, auch wenn dadurch der Casus foederis für Frankreich einträte.«<sup>20</sup>

Schon drei Tage später war der Krieg – zumindest auf dem Zeitungspapier – noch näher gerückt:

»Die Völker Oesterreichs ebenso wie die Bevölkerung des Deutschen Reiches durchleben jetzt schwere Tage der Beängstigung und Spannung vor dem Ausbruch des schier unvermeidlichen Krieges mit dem kläglichen Halbbarbarenstaate Serbien, der den Anstoß zu einem Weltkrieg geben kann, wie er noch nie auf Europas altem, blutdurchtränkten Boden ausgefochten worden ist. Und warum? Weil ein kleines, bankrotttes, zügelloses Volk, eine degenerierte Dynastie, ein wahnwitziger, unreifer Knabe [der serbische Kronprinz Georg, der seinen Diener Stefan Kolakowitsch durch Hiebe und Fußtritte so misshandelte, dass dieser nach wenigen Tagen starb], aufgestachelt durch das geheime Schüren und offene Hetzen der heuchlerisch immer die Erhaltung des Friedens im Munde führenden Ententemächte [England, Russland, Frankreich], in ihrer grenzenlosen Selbstüberschätzung uns zum Kriege zwingen wollen, uns seit Monaten in jeder Weise provozieren und unsere Grenzen bedrohen.«<sup>21</sup>

Die Regierung sollte nicht so kriegsscheu sein, wünschte sich das Blatt aus Kufstein und glaubte, in dieser Frage mit seinen bürgerlichen und auch bäuerlichen Lesern in der Stadt und draußen im Bezirk einig zu sein: »Der beschränkte Untertanenverstand sieht nicht ein, warum die Großmacht Oesterreich so willig auf die Absicht des skrupellosen Gegners eingeht, die gewollte Entscheidung mit den Waffen hinauszuz-

ziehen, bis dieser Gegner mit seinen Rüstungen fertig ist, anstatt durch ein ›Quo usque Tandem‹ ihm klipp und klar den Ernst der Situation darzulegen.«<sup>22</sup>

Das Abkommen vom 26. Februar 1909 zwischen Österreich-Ungarn und dem Osmanischen Reich betreffend der Annexion Bosniens und der Herzegowina erkennt Russland am 31. März an. Russland war zu diesem Zeitpunkt für einen Krieg mit Österreich und dessen Verbündeten Deutschland noch zu wenig gerüstet. Die absolute Unfähigkeit Russlands, *jetzt* einen Krieg zu führen, wurde erstaunlicherweise in der Staatsduma zu St. Petersburg offen erklärt.<sup>23</sup> Durch den Rückzieher Russlands musste nun auch Serbien zähneknirschend zurückrudern und seine Ansprüche gegenüber Österreich-Ungarn (vorläufig) *ad acta* legen. Das Gezeter des serbischen Geschäftsträgers in St. Petersburg (und früheren serbischen Ministerpräsidenten) Novakovic lief ins Leere: »Es sind nicht die drei Millionen Serben Serbiens und Montenegros, welche die serbische Nation bilden, nein, sie bilden nur den dritten Teil der Nation, die anderen zwei Drittel, sieben Millionen, sind in Dalmatien, Kroatien, Slavonien, Bosnien und der Herzegowina, die man annektieren will. Diese zwei Drittel wurden gegen ihren Willen vollständig dem habsburgischen Regiment unterworfen.«<sup>24</sup>

Das Ende dieses österreichisch-serbischen Konflikts (Oktober 1908 bis März 1909) wurde im *Tiroler Grenzboten* auch dem starken germanischen Willen zugeschrieben:

»Oesterreich-Ungarns Forderungen sind also ohne Abschwächung durchgesetzt worden, während es selbst Serbien nicht die geringste Zusage gemacht hat. Serbien aber war nur die Marionette in Russlands Händen, der eigentliche Besiegte ist Rußland und seine Hintermänner. Daher auch das Wehegeschrei und Gezeter der russischen und englischen Presse, weil das Ränkespiel gegen Oesterreich und die Verhetzung der Balkanstaaten nichts weiter erreicht hat, als auf einmal den deutschen Michel in seiner ganzen gewaltigen Stärke und Größe vor Europa und vor der ganzen Welt sich aufrichten zu sehen, bereit, mit seinen derben Fäusten sein Recht zu wahren. Deutschland und Oesterreich, vereint

im festen Bündnis, das ist eben doch das Germanentum, das dem Slaventum eine unblutige, aber umso empfindlichere Schlappe beigebracht hat.«<sup>25</sup>

Für etwas mehr als drei Jahre verzog sich das Kriegsgewölk auf dem Balkan zumindest ein bisschen.

Als Ende August 1909 der nun 79-jährige Kaiser Franz Josef I. Tirol besuchte, um an der »Jahrhundertfeier 1809–1909« in Innsbruck teilzunehmen, waren alle Ärgernisse für einige Tage vergessen. Eine Welle der patriotischen Begeisterung fegte durch das Land. Von Wien über die Giselabahnstrecke kommend, machte der kaiserliche Hofzug am Samstag, den 28. August in Wörgl kurz Halt. Die Honoratioren Wörgls und Kufsteins konnten den Kaiser als erste auf Tiroler Boden begrüßen. Der *Grenzbote* war bei diesem bedeutsamen Erlebnis natürlich dabei:

»Pünktlich um 4 Uhr 10 fuhr der aus 10 Wagen bestehende kaiserliche Hofzug in die Station ein. Der Kaiser entstieg dem dritten Wagen und nahm die Meldung des Bezirkshauptmannes Bruder entgegen. Gefolgt von diesem, dem Herrn Statthalter Freiherrn von Spiegelfeld, seinem Flügeladjutanten Grafen Paar und mehreren Generalstabsoffizieren schritt der Kaiser, während die Nationalhymne ertönte, die Front der Ehrenkompagnie ab und ging leichten, elastischen Schrittes geradewegs auf die Kufsteiner Gemeindevertretung zu. Herr Bezirkshauptmann Bruder stellte Herrn Bürgermeister Egger vor, der an den Monarchen folgende Worte richtete:

›Eure kaiserliche und königliche apostolische Majestät, Allergnädigster Kaiser und Herr!

Als derzeitiger Bürgermeister der Stadt Kufstein, des Hauptortes des politischen Bezirkes, ist mir die allerhöchste Ehre zuteil geworden, an der Spitze der Stadtvertretung Euer Majestät auf dem heimatlichen Boden des schönen Unterinntales ehrfurchtsvoll zu begrüßen und den alleruntertänigsten Dank dafür auszudrücken, daß durch die Gnade Euerer Majestät der Stadt Kufstein und dem ganzen Bezirke die Gelegenheit geboten wurde, die Liebe und Anhänglichkeit zu Eurer Majestät und zum angestammten Herrscherhause zu beteuern.

Geruhen Euere Majestät allergnädigst die Versicherung entgegenzunehmen, daß die Bürgerschaft von Kufstein und mit ihr die Bürger und Bewohner des ganzen Bezirkes an der Grenze des treu verbündeten deutschen Reiches heute wie immer unter Habsburgs Szepter und eingedenk des erhabenen Vorbildes Euerer Majestät im Frieden an der wirtschaftlichen Erstarkung der Gemeinden, der Grundfesten des Staates, stets freudig schaffen und den Traditionen der Vorfahren folgend, im Ernstfalle ebenso freudig Gut und Blut für Kaiser und Reich opfern werden. Gott beschütze und erhalte Euere Majestät unseren allgeliebten Kaiser und Herrn.«

Der Kaiser sagte hierauf: »Ich danke Ihnen, Herr Bürgermeister, für die warme Ansprache, es hat mich sehr gefreut, daß die Kufsteiner heraufgekommen sind. Wie entwickelt sich Kufstein, wird viel gebaut?«

»Ja,« sagte Bürgermeister Egger, »es wird viel gebaut, die Entwicklung ist eine gute, der Fremdenverkehr ist bedeutend, wir sind zufrieden.«<sup>26</sup>

In Innsbruck defilierten 33 000 Schützen, Landsturmänner und Veteranen aus Deutschtirol, Welschtirol und Ladinien am immer noch rüstigen Kaiser vorbei, der so »leutselig und freundlich mit seinen Tirolern spricht und verkehrt«.

Sowohl die ältere als auch die neue Literatur zum Ersten Weltkrieg und zum Schicksalssommer 1914 zeichnet mehrheitlich jenes liebge-  
wonnene Geschichtsbild, nachdem die Österreicher und die europäischen Völker völlig ahnungslos und überrascht in diese »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts« hinein gestolpert waren. Das Schreckenswort »Weltkrieg« soll im Sprachschatz der Menschen erstmals im August 1914 aufgetaucht sein. Die Sache mit der »Ahnungslosigkeit« und Überraschung kann so nicht stimmen, denn zumindest das zeitungslisende Volk (vor hundert Jahren gab es wesentlich mehr Zeitungen der unterschiedlichsten Weltanschauungen als heute – allerdings mit kleineren Auflagen) wurde von der Presse schon seit Jahren auf den unausweichlich kommenden großen Krieg eingestimmt. Selbst eine nur regional verbreitete Provinzzeitung wie der im Städtchen Kufstein hergestellte *Tiroler Grenzboten* schrieb

schon zu Jahresbeginn 1904 von einem »drohenden Weltenbrand«, und zum Zeitpunkt der »Annexionskrise« konnten all jene, die sich für die Geschehnisse außerhalb des eigenen Kirchspiels interessierten, im selben Blatt am 9. Jänner 1909 lesen: »Heute sind wir gefaßt, jeden Tag gefaßt, in einen furchtbaren Krieg verwickelt zu werden, aus dem sich ein *Weltkrieg* entwickeln müßte.«<sup>27</sup>

Der politisch interessierte Bürger kannte die unterschiedlichen Bündnisverflechtungen und Bündnisverpflichtungen zwischen den europäischen Staaten (darüber wurde oft genug in den Zeitungen geschrieben) und konnte daraus erahnen, dass im »Ernstfall« der Konflikt nicht allein auf zwei Streitparteien beschränkt bleiben würde. Die Leute wussten schon lange vor dem Kriegsbeginn im Sommer 1914, dass die Russen mit den Serben ..., die Franzosen mit den Russen ..., die Engländer (höchstwahrscheinlich) mit den Franzosen und Russen ..., die Deutschen mit den Österreichern ...

In der ersten Nummer des neuen Jahres 1912 sah man in der Redaktionsstube des *Grenzboten* sehr düster in die nahe Zukunft: »Weit entfernt davon, den finster dräuenden Propheten spielen zu wollen, dürfen wir uns nicht verhehlen, daß sich schweres Gewölk am kontinentalen Firmament zusammengezogen hat, das nach Entladung in nicht zu ferner Zeit drängt.« Im selben Artikel wurden die Leser an die Möglichkeit eines »entsetzlichen, noch nie geschauten Weltendrama« herangeführt.<sup>28</sup> Drei Monate später findet sich die Schlagzeile: »Stehen wir vor einem Weltkrieg?«<sup>29</sup> Die Italiener sind in das zum Osmanischen Reich gehörende Libyen eingerückt. Hierzulande wird die Möglichkeit diskutiert, dass im »allgemeinen Kriegsgetümmel« zwei oder drei Balkanstaaten über Österreich herfallen und dadurch die diversen Bündnisverpflichtungen aktiviert werden könnten. Graf Berchtold, der Außenminister, wird aufgefordert, sofort »energische Schritte« zu tun, um »dem Schrecken eines Weltkrieges« vorzubeugen. Etwas Häme darf in diesem Text des *Grenzboten* auch nicht fehlen: »Mit der bekannten österreichischen Zauderpolitik wird nichts erreicht.«<sup>30</sup>

Vom *Weltkrieg*, vom »Weltenbrand, der einmal um die Vorherrschaft Europas entbrennen muß«<sup>31</sup>, wird bis zum tatsächlichen Ausbruch des großen Krieges im Hochsommer 1914 sehr oft gesprochen und geschrieben. Es kann ja sein, dass die drohende Kriegsgefahr im Juli 1914 deshalb nicht mit dem nötigen Gewicht in das Bewusstsein der Menschen drang, weil schon im Jahrzehnt vorher immer wieder das Schreckgespenst des anbrandenden Krieges beschworen wurde und die vermeintlichen oder tatsächlichen Bedrohungen für Österreich-Ungarn im letzten Moment doch jedes Mal entschärft werden konnten. Die Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinand und dessen Gattin in Sajarewo würde schon irgendwie gesühnt werden können, ohne dass sich deshalb die Völker Europas an die Gurgel gehen müssten. Der gewaltsame Tod des hohen Paares ließ in Österreich-Ungarn und im verbündeten Deutschen Reich viele Krokodilstränen fließen und nach Vergeltung rufen, aber als auslösender Funke für einen »Weltenbrand« war das tragische Ableben der beiden kaum vorstellbar. Der herrische und wenig charismatische Franz Ferdinand war weder bei den Völkern der Doppelmonarchie noch bei seinem »allerhöchsten« Onkel, Kaiser Franz Josef, besonders beliebt.

Das »Flottenwettrüsten« zwischen England und Deutschland erreichte einen neuen Höhepunkt. Der britische Löwe schielte auf Deutschlands rasant anwachsende wirtschaftliche Kraft und Macht. Der französische Historiker Lavisie schrieb über die erstaunliche Prosperität dieses Vorkriegs-Deutschland: »In keiner anderen Epoche der Geschichte, in keinem anderen Land hat man in so kurzer Zeit ein so großes Wachstum an Arbeit und Reichtum erreicht.« Deutsche Erzeugnisse galten als die besten der Welt.<sup>32</sup>

Das deutsche Volk, zu dem sich selbstredend auch die Österreicher deutscher Zunge zählten, war ob seines ökonomischen Erfolges natürlich von Neidern umringt. Deshalb, so der *Tiroler Grenzboten* in seinen »Ostergedanken 1911«, darf sich das deutsche Volk nicht auf seinen Lorbeeren ausruhen, muss wachsam sein, um seine hehre Mission zu erfüllen:

»Zu neuen Leben soll das Auferstehungsfest auch das deutsche Volk erwecken, dem noch so vieles zu erfüllen vorbehalten ist, und doch denkt so mancher Volksgenosse, seinen Winterschlaf noch weiter fortsetzen zu können, und will sich so gar nicht recht von der alles belebenden Frühlingssonne erwecken lassen. Drohende Gefahren stehen dem Deutschen Volk bevor, ringsum grinst uns von allen Seiten der Feinde große Zahl entgegen, die nur auf den Augenblick warten, wo sie sich auf den germanischen Riesen losstürzen könnten, um ihn soviel wie möglich tief zu verwunden.

Deutsches Wesen verträgt keinen Zwang und keine Knechtung, frei und ungebunden muß es sich entfalten, alle Hindernisse beiseite schiebend und alles besiegend, was sich ihm in den Weg stellt. Das deutsche Volk ist nicht zum Dienen, sondern zum Herrschen geschaffen und als Edelvolk unter den Nationen gebührt ihm auch der erste Raum gegenüber slavischer Anmaßung und Heuchelei« [hier ist der »inner-österreichische Konkurrenzkampf« zwischen den einzelnen Völkern der Monarchie gemeint].<sup>33</sup>

In der »Weihnachtsbotschaft« des Jahres 1912 erinnerte der »freiheitliche« *Grenzbote* seine Tiroler Leser an den *deutschen Geist* des Heiligen Abends: »Zauber der Weihnacht! Breite deine Fittiche über das deutsche Volk aus, umschließe es mit dem Banner der Einigkeit, schmiede es zusammen mit dem Eisen der Not, das nie rosten darf!

Und du Vater oder Mutter, pflanze wenn das Weihnachtslied ›Stille Nacht, heilige Nacht‹ verklungen, im Angesichte des hehren Julbaumes das schönste Samenkörnlein in das so leicht und warm empfängliche Gemüt deiner Lieben, erzähle ihnen von deutschen Heldensagen, von deutscher Liebe, Treue und Furchtlosigkeit und mahne sie in feierlicher Stunde daran, stets dessen zu gedenken, daß sie Deutsche sind, daß sie jenem großen Volke angehören, welches die Vorsehung zur Führung der Weltgeschichte ausersehen hat!«<sup>34</sup>